

(Nachdruck verboten.)

21

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Und der Schuller kam wieder heim und richtete das Anwesen zusammen, daß alle Leute ihn loben mußten.

Wie viel Arbeit traf ihn damals als blutjungen Menschen! Wie viele Sorgen gingen ihn an! Er schwieg dazu, wenn der Vater die sauer verdienten Groschen in die Gendelschaft steckte, und mühte sich ab.

Dann ging es endlich besser.

Die Mutter brachte den Alten dazu, daß er das Gerumfahren mit den Schmußern aufgab und daheim mithalf.

Es kamen gute Jahre.

Zu derselbigen Zeit konnte sich einer noch herausreißen, denn Korn und Weizen hatten schöne Preise.

Und wie alles wieder in Ordnung war, da durfte er, der Andreas Vöft, mit Stolz sagen, das er das Beste dazu getan hatte. Etliche Jahre später übernahm er das Anwesen und heiratete.

Von der ersten Stunde an gab er dem Vater, was ausgemacht war, und zog ihm keinen Pfennig ab bis zu dem Tag, an dem sich der Alte zum Sterben hinlegte. Die Nachbarn wußten es, und jedermann im Dorfe wußte es. Nein, die Verleumdung traf ihn nicht. Auf den Pfarrer Geld wollte es der Mensch hinüberhiebeln!

Weil er mußte, daß dem sein Wort überall gegolten hatte.

Dreißig Jahre war er Pfarrer von Erlbach gewesen; ein gutherziger Mann, überall dabei mit Rat und Tat.

Wer Sorgen hatte, ging zu ihm und fand allzeit ein heiteres Wort und gute Aufmunterung.

Der Schuller hatte es selbst erfahren. Und jetzt sollte er glauben, daß der Mann ihn hinterrücks verleumdet hatte. Es war eine dumme Lüge.

10. Kapitel.

Der Buchdrucker Schüchel fühlte sich in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt, seitdem er sein „Ruhbacher Wochenblatt“ als Organ des bayerischen Bauernbundes bezeichnete.

Sein Beitritt zu dieser Partei war nicht ein durchaus freiwilliger. Vor nunmehr zwanzig Jahren hatte der evangelische Schriftsetzer Adolf Schüchel die vermittelte Besitzerin der einzigen Ruhbacher Zeitung geheiratet und sich in den Schoß der katholischen Kirche geflüchtet. Und von diesem Tage an war es ihm gut ergangen. Die Geistlichkeit schätzte den Eifer des Neubekehrten, und ihr Wohlgefallen äußerte sich nicht nur in Worten.

Schüchel fand tatkräftige Unterstützung und Hilfe. Man empfahl seine Zeitung und sorgte für ihre Verbreitung; junge Geistesporne lieferten ihm streitbare Leitartikel, und zuweilen ergriff eine wichtige Persönlichkeit das Wort im Ruhbacher Wochenblatte.

Auch im nichtpolitischen Teil kamen häufig Beiträge aus geistlichen Federn. Defan Meß schilderte hier seine Reise zum heiligen Hause von Loreto, Benefiziat Scheible seine Pilgerfahrt nach Jerusalem, und was des Spannenden mehr war. Nebenher verdiente Schüchel durch den Verlag von Gebetbüchern und Erbauungsschriften ein schönes Stück Geld, bekam Heiligenbilder, Sterbeandenken und Kirchengettel zu drucken und wurde im Laufe von fünfzehn Jahren ein wohlhabender Mann.

Er fand großen Gefallen an dem behäbigen Leben der Altbauern, welches sich so angenehm von den Gepflogenheiten seiner mittelfränkischen Heimat unterschied.

Er setzte allmählich Fett an und war wie alle Ruhbacher Bürger.

Wenigstens äußerlich; denn das er sie geistig überragte, blieb ihm stets eine tröstliche Ueberzeugung.

Nun wäre alles recht und schön gewesen, wenn nicht eines Tages Frau Johanna Schüchel plötzlich verstorben wäre. Dieses Ereignis zog andere nach sich, welche in ihrem Verlaufe der katholischen Kirche einen eifrigen Anhänger entfremdeten und das Ruhbacher Wochenblatt zu einem Organ des Bauernbundes machten.

Adolf Schüchel wurde zu frühe Witwer. Er war nicht alt genug, um allen Freuden des christlichen Ehestandes zu entsagen und Versuchungen zu widerstehen, welche an wohlhabende Männer herantreten.

Nach dem Tode seiner Frau wandte er sich an seine Verwandten in Ansbach, ob sie nicht eine geeignete Person wüßten, welche ihm den Haushalt führen könnte. Diese fanden ein passendes Mädchen, und kurze Zeit darauf zog Sophie Schnell in das Schüchelsche Haus. Sie war jung, hübsch und hatte die runden Formen, welche Witwern gefährlich sind.

Ein halbes Jahr später wurde sie die Gattin des Buchdruckerbesizers.

Das klingt einfach und ist menschlich. Aber es war ein Umstand dabei, der die Sache verwickelt machte.

Sophie Schnell, jetzige Schüchel, war Protestantin und verstand sich nicht dazu, ihren Glauben zu wechseln.

So gab es eine Mishehe.

Und die Greuel derselben wurden vermehrt, als ein Kind zur Welt kam, welches nach dem unbeugsamen Entschlusse der Mutter der evangelischen Kirche zufiel.

Damit waren alle Beziehungen Schüchels, seines Verlags und seiner Zeitung zu der katholischen Geistlichkeit gelöst. Die Zeiten waren vorüber, in denen man Beschreibungen frommer Wallfahrten im Ruhbacher Wochenblatte lesen konnte; Heiligenbilder und Sterbeandenken kamen nicht mehr in die Abzidenzmaschine, und die Kirchengettel blieben aus.

Schüchel war nicht gleichgültig gegen diese Unfälle; wenn es nur auf ihn angekommen wäre, hätte er sich gewiß gebeugt vor einer Gewalt, die geben und nehmen kann.

Aber an dem Willen seiner Frau scheiterte der Versuch, den er zum Einlenken machte. So blieb ihm vorerst nur der Trost, daß die Ruhbacher Leserschaft auf seine Zeitung angewiesen war.

Bald wurde er aus seiner Sicherheit aufgeschreckt.

Ein unternehmender Schwabe, Simon Gesele aus Ravensburg, gründete eine neue Zeitung, den „Ruhbacher Anzeiger“.

„Auf daß die katholische Bevölkerung des Distriktes eine Presse besitze, welche ihrer wahren Meinung Ausdruck verleiht und nicht länger die im katholischen Gewande einherziehende Irrlehre ihre giftigen Dünste verbreiten lasse,“ hieß es im Begrüßungsartikel, welcher vermutlich nicht von dem ehemaligen Bäckergehilfen Gesele, sondern von dem Verfasser der Wallfahrt nach Loreto geschrieben war. Der Krieg war erklärt, und die Aussichten waren für Schüchel nicht günstig.

Sinter ihm standen keine Truppen, und er selbst durfte nicht mit offenem Bißere kämpfen.

Er mußte die Geistlichkeit schonen und seine Schläge so zielen, daß sie den wahren Feind nicht trafen.

Das nahm ihm die halbe Kraft.

Wie anders Simon Gesele.

Der ließ sein Panier lustig im Winde flattern, und mit ihm stritt der Herr mit seinen Scharen.

Drei Jahre dauerte der ungleiche Kampf, einer gegen viele.

Schüchel wollte fast verzagen. Er konnte sich der Siebe kaum noch erwehren, die auf ihn niederprasselten.

Die ungeheuerliche Grobheit des Bäckergehilfen vereinte sich mit der kunstfertigen Spitzfindigkeit geistlicher Hintermänner, um ihn zu verderben. Da kam der Bauernbund und mit ihm die Rettung.

Jetzt hatte Schüchel ein Programm, eine Partei und Mitarbeiter.

Unter den Bürgern, welche sich sogleich der neuen Bewegung angeschlossen, war mancher, der etwas zu sagen hatte, und der sich freute, wenn er unerkannt Feuerbrände umher-schleudern durfte.

Artikel erschienen jetzt im Wochenblatte, Artikel von so ungehobelter Verbtheit, daß die Betroffenen am Zeitgeiste verzweifeln.

Ja, daß der schwäbische Bäckergehilfe nach furchtbaren Gegenanstrengungen erklären mußte, es verbiete ihm der Anstand, im gleichen Tone zu erwidern.

Es half jedoch dem *Ruhbacher Anzeiger* nichts, daß er seine Spalten jetzt nur solchen Darstellungen einräumen wollte, welche vornehme Gesinnung atmeten.

Seine klobigen Feinde zwangen ihn zum wenigsten jede Woche einmal, mit einem zornigen Aufsatz ihnen auf das Gebiet politischer Gemeinheit zu folgen.

Der Stadtprediger *Roth* wandte historische Kenntnisse und alle Künste scharfer Dialektik auf, um die Gegner zu erdrücken.

Er versicherte von einem zum anderen Male, daß ihm die Krampfhaften Anstrengungen derselben unendlich viel Vergnügen bereiteten, und daß er ein herzliches Dachen nicht unterdrücken könne, ob des unbeholfenen Stiles, in welchen die verworrenen Gedanken eingekleidet seien.

Aber wenn Gesetze auch noch so oft hinzufügte, daß sich der bewußte Artfischreiber in Wochenblatte von dem vernichtenden Schläge kaum mehr erholen dürfte, so war er trotzdem bald darauf gezwungen, angesichts neuer Gemeinheiten zu fragen, ob katholische Hausvorstände es mit ihrem Gewissen vereinigen könnten, das *Ruhbacher Wochenblatt* zu halten

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

Die Nacht war dunkel, warm und windstill. Nur an der einen Seite des Himmels gewölbes glänzten Sterne, der andere größere Teil des Firmaments über dem Gebirge war in tiefes Gewölk gehüllt. Die schwarze Wolke, die mit den Bergen in eins versloß, zog träge ohne Wind weiter und hob sich scharf mit ihren gezackten Rändern von dem tiefen Sternenhimmel ab. Nur vor sich sah der Kosak den Teres und die Ferne. Im Rücken und zur Seite umgab ihn eine Wand von Schilf. Die Schilftrohre wiegten sich von Zeit zu Zeit, wie es schien, ganz ohne Ursache und rieben sich eines an dem anderen. Unten erschienen die schwankenden Wedel wie wollige Zweige eines Baumes auf dem lichten Rande des Himmels, und unmittelbar zu seinen Füßen lag das Ufer, unter dem der Strom rauschte. Weiterhin schimmerte die glänzende bewegliche Masse des bräunlichen Wassers einformig um die Sandbänke und das Ufer. Noch weiter hin verschwamm alles: Wasser, Ufer und Wolken in undurchdringliche Finsternis. Ueber die Oberfläche zogen schwarze Schatten dahin, welche das geübte Auge des Kosaken als Baumstämme erkannte, die von oben herabgeschwommen kamen. Von Zeit zu Zeit nur bezeichnete ein Wetterleuchten, das sich im Wasser wie in einem schwarzen Spiegel widerspiegelte, die Linie des gegenüberliegenden steilen Ufers. Die einformigen Stimmen der Nacht, das Rauschen des Schilfes, das Schnarchen der Kosaken, das Summen der Rücken und das Strömen des Wassers wurden nur selten durch einen Schuß in der Ferne, durch den Sturz von Uferland, durch das Plätschern eines großen Fisches oder durch das Knistern eines Tieres in dem wilden, dichten Wald unterbrochen. Einmal flog eine Gule den Teres entlang, die regelmäßig nach dem zweiten Flügelsschlage mit dem einen Flügel an den anderen flatschte, unmittelbar über den Häuptern der Kosaken wandte sie sich dem Walde zu und flog auf einen Baum. Nun schlug sie nicht bei jedem zweiten Flügelsschlage, sondern bei jedem einzelnen ihre Flügel aneinander, ja, als sie schon auf der alten Platane saß, flatterte sie noch unruhig hin und her. Bei jedem dieser unerwarteten Geräusche spannte der wachende Kosak sein Gehör auf das äußerste an, kniff die Augen zusammen und tastete leise an der Flinte umher.

Der größere Teil der Nacht war verstrichen. Die schwarze Wolke war nach Westen gezogen, aus ihren gezackten Rändern trat der lichte Sternenhimmel hervor, und das gebogene goldene Horn des Mondes erglänzte rötlich über den Bergen. Ein Frost trat ein. *Rasarka* erwachte, sprach etwas und schlief wieder ein. *Lukascha* wurde ungeduldig. Er erhob sich, zog sein Messer unter dem Dolche hervor und schnitt sich eine Rutte zum Ladestock zurecht. Tausend Gedanken zogen ihm durch den Sinn: wie dort in den Bergen die *Tschetschenzen* wohnen, wie die Tapferen nach dem diesseitigen Ufer übersehen, wie sie die Kosaken nicht fürchten und wie sie wohl an anderer Stelle über den Fluß kommen könnten. Und er streckte den Oberkörper vor und spähte den Fluß entlang. Aber nichts war zu sehen. Von Zeit zu Zeit schweifte sein Auge über den Strom und das ferne Ufer, das sich in dem zitternden Lichte des Mondes nur schwach abhob. Er dachte nicht mehr an die *Tschetschenzen* und wartete nur der Stunde, wo er die Kameraden wecken und nach dem Standort zurückgehen könnte. Im Dorfe sah er *Dunajsa*, sein „Geelchen“, wie die Kosaken die Geliebte nennen. Und er dachte mit Mergel an sie. Die Anzeichen des Morgens traten ein: der silberne schimmernde Nebel über dem Wasser, die jungen Adler, die in der Nähe gellend piffen und mit den Flügeln schlagen. Endlich ertönte weit her vom Dorfe der erste Gahnenschrei, gleich darauf ein zweiter, langgedehnter im Walde. Ein Krähen von allen Seiten antwortete.

„Es ist Zeit, daß ich sie wecke,“ dachte *Lukascha*, der seinen Ladestock fertig hatte und nun fühlte, wie ihm die Augen zufielen. Er wandte sich zu den Kameraden und suchte zu bestimmen, wem die Weine gehörten, die da durcheinander lagen. Plötzlich aber war es ihm, als plätscherte etwas auf der anderen Seite des Teres, und noch einmal sah er nach den hellen Bergspitzen zurück, die von der Mondhölle beleuchtet waren, nach dem jenseitigen Ufer, nach dem Teres und nach den Baumstämmen, die nun deutlich sichtbar den Strom hinabschwammen. Ihm war's, als bewegte er sich, und als wäre der Teres und die Baumstämme unbeweglich; aber daß währte nur einen Augenblick. Wieder schaute er scharf hin. Ein großer schwarzer Baumstamm mit einem Ast fesselte besonders seine Aufmerksamkeit. Wie seltsam! Ohne sich zu drehen, ohne sich hin und her zu bewegen, schwamm dieser Stamm gerade mitten im Fluße. Ja, es schien ihm sogar, als schwimme er nicht mit dem Strome, sondern schnitte den Teres und schwimme auf die Sandbank zu. *Lukascha* streckte den Hals vor und folgte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Baumstamm schwamm auf die Sandbank zu, hielt und machte eine sonderbare Bewegung. Da kam es ihm vor, als werde eine Hand hinter dem Baumstamme sichtbar. „Was, wenn ich den Abrelen allein ertöte?“ dachte er. Er griff nach der Flinte, stellte ohne Ueberhaftung aber schnell die Stütze hin, legte die Flinte darauf, spannte ganz leise den Gahn, hielt den Atem ein und zielte mit festem Blick. „Und ich wecke sie nicht,“ dachte er, aber das Herz in der Brust pochte ihm so laut, daß er anhielt und horchte. Der Stamm plumpte plötzlich ins Wasser und schwamm, die Wellen teilend, dem diesseitigen Ufer zu. „Nur nicht entschlüpfen lassen,“ dachte er, und siehe da, im schwachen Lichte des Mondes schaute ein Tatarenkopf über den Stamm hinüber. Er richtete die Flinte gerade auf den Kopf. Er schien ihm ganz nahe, am Ende des Laufes. Er sah darüber weg. „Ja, es ist ein Abrele,“ dachte er freudig, fiel eilig auf die Knie, legte wieder an, ersah sich das Ziel, das ganz nahe am Ende der langen Flinte zu sein schien, und sagte nach einem von Jugend auf gewohnten Kosakenbrauch: „Im Namen des Vaters und des Sohnes.“ Dann drückte er los. Ein Blitz beleuchtete auf einen Augenblick Schilf und Wasser. Der scharfe, kurze Knall schallte über den Fluß und ging in der Ferne in ein Knatzen über. Nun schwamm der Baumstamm nicht mehr quer über den Fluß, sondern den Strom hinunter, schwankend und hin und her schaukelnd.

Halt' ihn, sag' ich, schieß Jerguschow, nach seiner Flinte tastend und hinter dem Balken hervorkriechend.

Schweig, Teufel, kifferte ihm *Luka* mit zusammengebißenen Zähnen zu, es sind Abrelen.

Auf wen hast Du geschossen, fragte *Rasarka*, auf wen hast Du geschossen, *Lukascha*?

Lukascha antwortete nicht. Er lud die Flinte und folgte dem schwimmenden Baumstamme. Nach einer kurzen Strecke blieb dieser an einer Sandbank hängen, und hinter ihm erschien etwas Großes, das sich im Wasser hin- und herbewegte.

Warum hast Du geschossen? Warum sagst Du nicht? wiederholten die Kosaken.

Du hörst doch, die Abrelen kommen, wiederholte *Luka*.

Er küßt ja! Oder ist die Flinte so losgegangen? . . .

Einen Abrelen habe ich erschossen. Sieh, darum habe ich geschossen, sagte *Lukascha* mit erregt zitternder Stimme und sprang auf die Weine. — Ein Mensch schwamm dort . . . sagte er und zeigte nach der Sandbank. Ich habe ihn erschossen. Sieh nur hin! Er küßt, wiederholte *Jerguschow* und rieb sich die Augen.

Küßt? Sieh hin, hier hin! sagte *Lukascha*, faßte ihn bei der Schulter und drückte ihn mit solcher Gewalt nieder, daß *Jerguschow* aufstöhnte.

Jerguschow sah nach der Richtung, nach welcher *Luka* hingewiesen hatte; er bemerkte den Körper und veränderte sofort seinen Ton.

Hm, hm, ich sage Dir, es müssen noch andere da sein, sagte er leise und betrachtete seine Flinte. Das war der Vordermann, entweder sind sie schon hier oder nicht weit vom Ufer drüben. Du kannst mir's glauben.

Lukascha löste seinen Gurt und begann den *Tschetkessentock* auszuziehen.

Wohin willst Du, Du Dummkopf? schrie *Jerguschow*. Wags nur! Für ein Nichts gibst Du Dein Leben hin, sage ich Dir, hast Du ihn erschossen, so läufst er nicht davon. Gib mir Pulver zum Nachschütten. Hast Du welches? *Rasarka*, Du geh schnell nach der Grenzwahe, aber nicht am Ufer entlang — sonst ertöten sie Dich. Ich soll also allein gehen? Geh doch selbst, sagte *Rasarka* zornig.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wirtschaftsleben der alten Germanen.

IV.

Heinrich Cunow schreibt in dem einleitenden Wortwort zur zweiten Auflage der „Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt“ von *Georg Ludwig Maurer* (Wien 1896):

„Ebenso“ wie bei den alten Germanen, den alten Römern, den alten Peruanern läßt sich bei den alten Chinesen, den Japanern, den irischen Kelten, den Afghanen, Malai 1, Indochinesen um die Geschlechtsverfassung als Basis ihrer Territorialverfassung erweitern, und selbst in bezug auf die einzelnen Feldeinrichtungen und die agrarischen Rechtsbestimmungen ergeben sich oft überraschende Analogien. . . . Es zeigt sich auch in diesen Übereinstimmungen wieder die von der heutigen Ethnologie verfolgte Gesetzmäßigkeit der menschheitlichen Entwicklung, die Tatsache, daß überall auf gleicher Entwicklungsstufe unter gleichartigen Lebensbedingungen sich gleichartige wirtschaftliche, rechtliche, verwandtschaftliche Institutionen herausbilden. Zwar nicht in allen Einzelheiten ergeben sich Analogien; je nach den besonderen geschichtlichen Einflüssen und der Besonderheit der lokalen Bedingungen mögen Abweichungen sich zeigen . . .“

Es ist eine natürliche Eigentümlichkeit der vergleichenden Völkerkunde, daß sie das, auf was es ihr ankommt, nämlich das den Völkern Gemeinsame, mit einer Schärfe und mit einer konstruktiven Bestimmtheit herausarbeitet, die sich aus den direkten geschichtlichen Spezialquellen sehr oft nicht positiv rechtfertigen läßt. Ist indes die Voraussetzung richtig, die jeder ethnologischen Konstruktion zugrunde liegt, die Voraussetzung, „daß überall auf gleicher Entwicklungsstufe unter gleichartigen Lebensbedingungen sich gleichartige . . . Institutionen herausbilden,“ dann kann über die Fähigkeit der vergleichenden Völkerkunde, unmittelbare geschichtliche Spezialzeugnisse zu ersetzen, kein Zweifel bestehen. Und diese Voraussetzung ist in der Tat richtig.

Ich hatte mich bis jetzt damit begnügt, aus den auf uns gekommenen Spezialzeugnissen heraus und mit Hilfe der nächsten Kombinationen, die im Rahmen dieser Spezialzeugnisse wissenschaftlich zulässig sind, das Bild des altgermanischen Wirtschaftslebens zu zeichnen, das folgende Züge trug:

Das altgermanische Wirtschaftsrecht, die altgermanische Siedlungs- und Arbeitsweise entwickelte sich auf dem Grunde gentilizischer (verwandtschaftlicher) Beziehungen zwischen den Arbeitsgenossen: die Wirtschaftsgenossen und Territorialgenossen, die räumlich beieinanderwohnenden Gruppen deckten sich mit den gentilischen Gruppen. Zur Zeit des Cäsar erschien die Völkerschaft als Inhaberin des Bodenmonopols, die Geschlechtsgenossenschaft (das ist der Verband verwandtschaftlich verbundener Familien oder Einzelhaushaltungen) als Nutznieherin des jährlich ausgewechselten Bodens. In tactischer Zeit war die Geschlechtsgenossenschaft Grundeigentümerin; sie verteilte je auf ein Jahr, späterhin je auf einige Jahre das Land zur Ausnutzung an die Einzelfamilien, die nur das Haus und das nächste Umland des Hauses eingetümelich besaßen. Die Bevölkerungsvermehrung selbst, die Zunahme der Zahl der in den Geschlechtsgenossenschaften vorhandenen Personen drängte zu dieser Spezialisierung. Die ehemals umherwandernde Geschlechtsgenossenschaft ward nunmehr zur seßhaften Feldgemeinde oder Marktgenossenschaft. Diese konnte in einem Dorfe beisammen wohnen, jedoch auch mehrere Dörfer umfassen. Die Hundertschaft, deren Bedeutung für die altgermanische Wehr- und Gerichtsverfassung wir kennen, dürfte im allgemeinen mit der Geschlechts- oder Marktgenossenschaft identisch gewesen sein. Auch der Gau scheint, grundständig gesprochen, nichts anderes bezeichnet zu haben, als die Hundertschaft. Trotzdem war es meines persönlichen Erachtens nicht ausgeschlossen, daß ein Gau mehrere Marktgenossenschaften oder Hundertschaften umschloß.^{*)} Hier ist die Mannigfaltigkeit besonderer Einzelumstände doch wohl von hervorragender Bedeutung für die Gestaltung des realen historischen Bildes gewesen.

Damit sei nicht gesagt, daß die Prinzipienlehre der primitiven agrarischen Entwicklungen, die Cumow aus der Masse seiner vergleichenden Einzelstudien herausgeschöpft hat, der tiefsten geschichtlichen Begründung entbehre. Cumow selbst faßt in der erwähnten Arbeit den Schematismus dieser Entwicklungen in folgende Worte:

„Heute wissen wir, daß überall auf der Erde die ältesten territorialgenossenschaftlichen Organisationen auf geschlechterrechtlicher Verfassung beruhen. Sie entstehen dadurch, daß die zu einem Stamme vereinigten Geschlechtsgenossenschaften . . . sich als solche in einem Distrikte niederlassen. Gewöhnlich wird das in Besitz genommene Land einfach zwischen den Geschlechtern aufgeteilt, oder auch es gelangt nur der zum Anbau geeignete bessere Teil des Bodens zur Verteilung, während das weniger nutzbare Gebirgs-, Delt- und Sumpfland als allgemeines, sämtlichen Geschlechtsgenossenschaften gemeinsam gehörendes Stammesland übrig bleibt. Diesen Geschlechterbezirken finden sich durchwegs, entsprechend der Verbindung mehrerer Einzelgeschlechtsgenossenschaften zu einem größeren Geschlechts-

*) Cäsar schreibt in Kapitel 1 des 4. Buches: „Das Land (der Sueben) besteht aus 100 Gauen, aus denen jährlich je 1000 (singula milia) Bewaffnete ins Feld ziehen.“ Hier ist der Gau sogar als Zehnerschaft von Hundertschaften begriffen: 10 Hundertschaften gleich 1 Gau. Es scheint mir durchaus nicht statthaft, diese Angabe einfach durch Cäsars Strategeneitelleit zu erklären, der, wie Cumow sagt, „die noch heute unter kriegführenden Mächten übliche Taktik“ befolgt habe, durch Fälschung der Zahl des Gegners (ums Zehnfache) den eigenen Erfolg zu steigern.

bruderschaftsverbände (Phratrie), wieder größere Distrikts-genossenschaften übergelagert, sogenannte Landschaftsverbände, und über diese endlich erhebt sich die Gesamtterritorialgenossenschaft des Stammes. Wo in kriegerischen Völkerschaften eine Einteilung nach Wehrfähigen üblich ist, deutet sich diese . . . mit der gentilischen Gliederung. Die Geschlechtsgenossenschaften sind dann zugleich Hundertschaften, die Phratrien Tausendschaften, die Stämme Zehntausendschaften. Der Stamm wird dann zu hundert Geschlechts-genossenschaften gerechnet, wenngleich diese Zahl natürlich nur selten genau zutrifft. Eine derartige Geschlechterverfassung liegt . . . auch der alten germanischen Territorialverfassung zugrunde.“

Diese Bevölkerungsgliederung ließe sich, sofern wir uns ausschließlich auf Cäsar und Tacitus zu stützen hätten, schwerlich erkennen. Indes beweist der Umstand, daß die Tausendschaftsverbände bei den Vandalen, den Goten, den Niedersachsen, den skandinavischen (Nord-)germanen geschichtlich bezeugt sind, den gemeingermanischen Charakter jener Gliederung, die im altgermanischen Wirtschaftsrecht eine so entscheidende Rolle gespielt hat.

Jene geschlechterrechtliche Gruppierung wurde jedoch auch für nichtgermanische Rassen nachgewiesen: beispielsweise für die Peruaner und für die alten Römer. Vergnügen wir uns hier mit einem Blick auf die altlatinische Agrarverfassung, über deren geschlechterrechtlichen Ursprung Theodor Mommsen folgendes geschrieben hat:

„. . . die römische Mark zerfiel in ältester Zeit in eine Anzahl Geschlechterbezirke. . . . Wie zu dem Hause ein Acker, so gehört zu dem Geschlechts- oder Dorf eine Geschlechtsmark, die aber . . . bis in verhältnismäßig späte Zeit noch gleichsam als Hausmark, d. h. nach dem System der Feldgemeinschaft bestellt wurde . . .“

Die römische Geschlechtsgenossenschaft, die sicherlich der germanischen Cent oder Marktgenossenschaft entsprach, bestand aus zehn Einzelfamilien und bildete ihrerseits mit neun anderen Geschlechtsgenossenschaften eine höhere Einheit, die von Mommsen „Curienmark“ genannt wird und der gotischen Tausendschaft entprochen haben dürfte. Zehn Curienmarken bildeten den Stamm. Aber nicht bloß der gentilische Aufbau der Gesellschaft, sondern auch die kommunistische Bodennutzung war den alten Germanen und den alten Römern gemein. Mommsen sagt, daß das römische Ackerland in ältester Zeit „nach den einzelnen Geschlechtsgenossenschaften und dann der Ertrag unter die einzelnen dem Geschlecht angehörigen Häuser verteilt ward“ und daß nach römischer Rechtsüberlieferung „das Vermögen anfänglich in Vieh und Boden besitz und in der Regel erst später das Land unter die Bürger zu Sondereigentum verteilt ward.“

Eine jüngere Analogie, die vielen Mißdeutungen unterworfen worden ist, mag ich nicht verschweigen. Ich denke an die russische Feldgemeindevorfassung des 18. und 19. Jahrhunderts, die dem europäischen Westen wohl erstmals durch die (1845 in deutscher Uebersetzung erschienenen) Vorlesungen Wiedewicz's am Collège de France in Paris und das 1847 erschienene toll reaktionäre Buch des Barons Haxthausen: „Studien über die inneren Zustände Rußlands“ bekannt geworden ist. Nicht wesentlich anders als die Agrarverfassung der taciteischen Germanen^{*)} war die russische im Zeitalter des Zaren Nikolaus I. und des Zaren Alexander II.; nicht anders ist sie noch heute vielerorten in Rußland. Die russische Landgemeinde des 19. Jahrhunderts teilte ihr urbares Land in drei Gewanne, zwei dieser Gewanne in schmale Riemen. Die Riemen der ersten Gewanne wurden im ersten Jahre durchweg mit Winterforn, die der zweiten gleichzeitig mit Hafer oder Buchweizen besät; die dritte Gewanne lag währenddessen als Brache für das Vieh. Jahr für Jahr erfolgte ein Wechsel im Anbau der Gewanne und in der Ausnutzung der Landstreifen durch die im Dorfe befindlichen arbeitenden Personen (Bauern). Es ergab sich für die Technik des Anbaus folgendes dreijährig umlaufende Wechselssystem:

Erstes Jahr: W S B (Winterforn, Sommerforn, Brache),
Zweites „ S B W,
Drittes „ B W S.

Der bekannte russische Sozialist Alexander Herzen gab in seinem 1853 erschienenen Buche „Du développement des idées révolutionnaires en Russie“ (Ueber die Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland) eine gelungene Charakteristik der russischen Landgemeindevorfassung.

„Das Land gehört der Gemeinde, nicht den einzelnen Gliedern; diese haben das unverlegliche Recht, ebenso viel Land zu besitzen wie jedes andere Mitglied derselben Gemeinde. . . . Es geschieht häufig, daß sehr behaftete Greise ihr Land zurückgeben und dadurch das Recht erlangen, keine Steuer zu bezahlen. . . . Alle diejenigen, welche in der Gemeinde Land besitzen, das heißt jedes großjährige, steuerzahlende Individuum, sind in Gemeindeangelegenheiten stimmfähig. . . . Im Grunde ist's nur der Boden, welcher die Steuern zahlt, nicht die Person. Die Regierung zählt nur die Köpfe, die Gemeinde macht ihre Totalsumme, indem sie den tätigen Arbeiter, das heißt den, der ein Stück Land zur Ausnutzung besitzt, als Einheit betrachtet. . . .“

Der romantische Sozialismus in Rußland, dem noch ein Herzen angehörte, erblickte in der sozialistischen Agrarverfassung der russischen

*) Ueber wilde Feldgraswirtschaft und Dreifelderwirtschaft haben wir bereits gesprochen. Die letztere ist bei den Germanen wohl erst im 5. Jahrhundert eingedrungen

Landgemeinde ein Stild uralter nationalrussischer Rechtsüberlieferung. Mit Eifer verteidigte daher der russische Sozialismus der älteren Periode diese Institutionen, in denen er ein ehrwürdiges und wertvolles Ueberbleibsel eines ferndemokratischen Staatslebens vergangener Zeiten erblickte. Die neueren russischen Agrarhistoriker, insbesondere Vladimir Simkhovitch in seinem 1898 erschienenen Werk „Die Feldgemeinschaft in Rußland“, geben für das Dasein des russischen Agrarsozialismus ganz andere Gründe an. Vor der Regierung Peters I. (1689—1725) war der Zusammenhalt der Dorfgemeinschaften ziemlich schwach; die russische Agrarverfassung des 16. Jahrhunderts war, wie auch Cunow bemerkt, entschieden patriarchalisch, das heißt auf die einzelne Familie oder Großfamilie (Sippe), nicht aber auf die Geschlechtsgenossenschaft gestellt. Der gentilsche, markgenossenschaftliche Zusammenhang war dazumal so gut wie erloschen. Um die Regelmäßigkeit des Einlaufs der bäuerlichen Steuern zu sichern, griff Peter I. zu einem äußerst brutalen Mittel: er führte die Landgemeindliche Skidarhaft ein. Was das heißt, ist wohl aus dem Gesagten verständlich: nicht der einzelne zahlt dem Staate oder dem Gutsherrn die Steuer, die Abgabe, sondern unmittelbar die gutsuntertänige Gemeinde als solche, die dann zu sehen hatte, wie sie mit ihren Gliedern fertig wurde. Aus dieser Wurzel erwuchs das genannte Agrarhystem (zum zweiten Male!) in Rußland.

So greifen die Dinge, mit denen wir uns befassen, noch lebendig in die Gegenwart herein. Noch heute spielt der russische Agrarsozialismus in den Theorien der Sozialrevolutionäre eine Rolle. Der wissenschaftliche Sozialismus, den Plechanow in Rußland an erfolgreichsten vertritt, hielt eine Anknüpfung an die bis in die Gegenwart hereinreichende sozialistische Organisation der russischen Landgemeinde für unmöglich; er glaubt vielmehr an eine liberal-kapitalistische Zwischenstufe in der ländlichen Entwicklung nach westeuropäischem Vorbilde.

Für uns hat die Betrachtung, die wir nun schließen, die grundsätzliche Bedeutung, daß sie die geschichtliche Möglichkeit sozialistischer Wirtschaftsorganisationen zeigt, die sich auf höherer Kulturstufe in anderer Form wiederholen werden. Dr. W. Hausenstein.

Kleines feuilleton.

Paläontologisches.

Tierriese der Vorzeit in Aegypten. Professor Henry F. Osborn, der die Expedition des amerikanischen Museums für Naturgeschichte nach der Fayum-Wüste in Aegypten leitete, hat seine Funde nun in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, über die Walter L. Beasly im „Scientific American“ eingehend Bericht erstattet. Die Resultate der Osbornschen Expedition fügen nicht nur zu früheren Entdeckungen hochwichtige neue Funde hinzu, sondern werfen überhaupt ein neues Licht auf die noch fast ganz unbekanntes Tierwelt des alten Afrika. Der „schwarze Kontinent“, dem man früher so geringe Bedeutung für die Paläontologie zumah, erweist sich nun als außerordentlich reich an Fossilien vorgeschichtlicher Säugetiere und bietet auch bisher ganz unbekanntes Typen dar. Osborn entdeckte über 550 Arten, unter denen sich mehr oder weniger vollständige Ueberreste von allen bisher in Aegypten bekannten fossilen Typen fanden und die auch mehrere neue Exemplare bisher noch nicht aufgefundenen Tierfamilien umfaßt. Die Expedition, die am 5. Februar 1907 New York verlassen hatte, bestand aus Osborn und zwei anderen geübten Erforschern von Fossilien und einer Karawane von 21 Kamelen und acht Zelten. Die Grabungen erfolgten in der Fayum-Wüste, wo schon 1879 Schweinfurth Reste von prähistorischen Wirbeltieren gefunden hatte und von 1901 bis 1905 durch englische Gelehrte eine große Anzahl wichtiger Fossilien gesammelt worden war. Das Fayum-Gebiet ist eine natürliche Niederung von 50 englischen Meilen Durchmesser in der Lybischen Wüste, fünfzig Meilen südwestlich von Kairo, von dem Niltal durch einen schmalen Streifen Wüstenlandes getrennt. Hier lag der alte Möris-See, und nun ist das Land in eine Reihe von Terrassen gegliedert, die alle Fossilien enthalten. Amphitheatralisch erheben sich diese Formationen aus der Tiefe bis zu einer Höhe von 1000 Fuß. Diese unerlöschliche Fundstätte prähistorischer Tierüberreste ist nach Professor Osborn dadurch entstanden, daß in uralten Zeiten, lange bevor der Nil existierte, ein mächtiger Strom nordwärts floß und seine Wasser ins Mitteländische Meer ergoß. An der Stätte des heutigen Fayumgebietes hemmte eine Sandbank den Lauf des Flusses, und mit Sand und Kies wurden tote Tiere herangetrieben, deren Knochen dann später nur zum Teil versteinerten und zum Teil unzerlezt blieben. Selten wurden zwei Knochen eines Tieres zusammen gefunden; die Köpfe waren meist sehr zerbrochen. Die Grabungen wurden durch ägyptische Arbeiter ausgeführt, die sich unter geschickter Anleitung recht brauchbar erwiesen. Der wichtigste und bedeutendste Fund wurde in dem Schädel eines riesenhaften Säugetieres gemacht, eines der wunderlichsten Exemplare der ganzen bekannten Fossilienwelt, von dessen Existenz bisher die Wissenschaft noch keine Ahnung hatte. Osborn nannte das Tier *Arxinoitherium* nach der durch ihre Schönheit berühmten ägyptischen Königin Arsinoë, der zweiten Ge-

maßin von Ptolemäus II., die nach ihrem Tode die Schutzgöttin von Fayum wurde. Freilich muß das vorläufige Ungeheuer nicht weniger als schön gewesen sein. Es hatte auf dem Kopf ein paar sehr lange scharfspitzige Hörner, die direkt von der Nase aus etwa zwei Fuß hoch aufwuchsen und einen ebenso phantastischen wie gefährlichen Schmud bildeten. Diese entsetzliche Waffe des Untiers machte das *Arxinoitherium* während des Äoocen-Zeitalters, also vor zwei oder drei Millionen Jahren zum unumschränkten Herrscher seines Gebietes. Nach der von Osborn unternommenen Rekonstruktion, die sich aus den zahlreichen Knochenfunden ziemlich einwandfrei entnehmen ließ, war das Tier etwa 6 Fuß hoch und fast 10 Fuß lang. Die Knochen des Skeletts waren massiv und der Körper schwer. Der Nacken war kurz und konnte frei auf und nieder bewegt werden, so daß das Tier einen Feind in die Luft schleudern konnte. Die Füße waren kurz und die fünf Zehen in der Art der Elefanten gebildet. Die Zähne bestanden aus großen scharfschneidenden Schleißzähnen, mit denen die gewaltigen Kräuter der damaligen Flora „abgegrast“ werden konnten. Im ganzen war die Gestalt des Tieres zusammengesetzt aus Formen des heutigen Rhinoceros und des heutigen Elefanten. Der größte Teil der in dem Fayumdistrikt aufgefundenen Fossilien gehörte Tieren an, die in einem wohlbewässerten, in der Nähe des Meeres gelegenen Lande gewohnt haben, das nicht zu dicht bewaldet, aber mit Strichen sandiger Ebenen und Sumpflandes ausgestattet waren. Die meisten Typen zeigten kurzfüßige und langsam sich bewegende Tiere; nur zwei besaßen Füße, die auf eine schnelle Fortbewegung hinführen. Neben dem Kopf des großen *Arxinoitheriums* wurde eine Reihe von Schädeln prähistorischer Elefanten aufgefunden.

Medizinisches.

Abkühlung und Feuchtigkeit als Krankheitsursache. Man hört sowohl in Laien- wie in Ärztekreisen sehr häufig von ungesundem Wetter sprechen, obgleich bis vor nicht allzu langer Zeit die streng exakte Forschungsrichtung in der Medizin lediglich eine Entstehung von Erkältungen auf Grund bakterieller Infektion zugab und infolgedessen auch allen Wader- und klimatischen Kuren ablehnend gegenüberstand. Diese Auffassung wurde von Eich mit einem Scherz zurückgewiesen, indem er den Verfolgern dieser Theorie empfahl, einmal die unbelleideten Füße zum Fenster hinauszuhalten, worauf sie der dadurch entstehende Schnupfen von der Ansicht einer bakteriellen Infektion heilen würde. Man wird also denn doch mit sogenanntem ungesundem Wetter rechnen müssen. Es wird damit in erster Linie das nasskalte Wetter bezeichnet, während man seinen Gegensatz im allgemeinen als gesundheitlich nützlich, zum mindesten als nicht krankmachend bezeichnet. Die Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurortshygiene erörtert die Frage, welche Wirkung Feuchtigkeit und Abkühlung auf den Organismus übt. Die Klimatologie und Meteorologie, die zur Beurteilung heranzuziehen sind, haben sich vornehmlich mit zwei Strömungen der Erdatmosphäre zu beschäftigen, mit der äquatorialen und polaren. Die erste entsteht am Äquator, wo die erwärmte Luft aufsteigt und dadurch gleichsam die kalte und schwere Luft der Polargegend anhaugt, so daß sie sich gegen die Tropen zu bewegt, während der warme Luftstrom in den höheren Schichten gegen die Pole zu abfließt. Die Richtung dieser Luftströme ist nicht genau die von Süd nach Nord oder umgekehrt. Sie werden vielmehr durch die Erdrotation in einen nordöstlichen und südwestlichen Strom verwandelt. Neben ihnen finden sich noch vielfache lokale Luftströmungen, die der Beschaffenheit der Erdoberfläche, der Sonnenstrahlung und anderen Faktoren ihre Entstehung verdanken. Durch Beachtung dieser Verhältnisse gelangen wir auch zu näherer Kenntnis der Luftfeuchtigkeit. Absolut trodene Luft kommt auf der Erde überhaupt nicht vor. Je wärmer die Luft ist, desto stärker sättigt sie sich mit Wasserdampf. Die Folge davon ist, daß der nordöstliche Polarstrom ungeachtet seiner Kälte nicht sehr feucht ist, da er über trodene Ländermassen zieht; ferner daß der warme äquatoriale Weststrom trotz der Wasserdampfmenge, die er dem Meere entnimmt, an sich keine tropfbar flüssige Feuchtigkeit bringt, da er warm genug ist, um dem Wasser die Dampfform zu bewahren, daß aber ein Zusammentreffen beider Luftströme naturgemäß zu Niederschlägen, sei es als Regen, Wolken, Regen oder Schnee, führen muß. Feuchte Luft ist daher stets wie auch stärkere Abkühlung auf Rechnung des polaren Luftstromes zu setzen. Der menschliche Körper zeigt den verschiedenen polaren Bitterungstypen gegenüber ein ganz bestimmtes Verhalten. Am wohlsten fühlt sich gewöhnlich der Mensch während der Trockenperiode bei Südost- und Südwind, weil sein Körper in vermehrter Menge Wasserdampf abgibt und durch diese Quantität Abfallstoffe des Stoffwechsels ausscheidet. Ganz anders liegt die Sache bei feuchtwarer Luft. Es bleiben reichliche Wasser- und Wärmemengen im Körper zurück. Infolge starker Wärmekennung entsteht heftige Transpiration. Auch prädisponiert sie zum Hitzschlag. Auch der Einfluß der Bitterung auf Epidemien hat sich, wie dies Rusemann im Berliner Verein für innere Medizin auseinandersetzt, deutlich nachweisen lassen.